

„Der Geist der Weihnacht“ (Jörg David Kollbach)

Noch zwei Tage bis Heiligabend. Nur noch dieser eine Job und Ruben würde sich für eine Weile zurückziehen, sich Ruhe gönnen. Er schlief schlecht in den letzten Monaten, fühlte sich ruhelos. Vielleicht forderten die Jahrzehnte der Anspannung ihren Tribut. In den letzten Wochen war ihm ein Zucken in seiner linken Hand aufgefallen. Eine Kontraktion der Muskeln, die er mit Unruhe beobachtete. Er war in seinem Metier darauf angewiesen, dass sein Körper funktionierte. Nichts durfte sich seiner Kontrolle entziehen. Nur auf diese Weise war seine Sicherheit gewährleistet. In den Kreisen, in denen er sich bewegt, war er ein Geist. Mehr als ein Name. Ein Titel. In seiner Branche galt Ruben immer noch als einer der Besten seines Faches. Hocheffizient und zuverlässig. Der Geist tötete Menschen für Geld und das Töten betrieb er mit kaltblütiger Präzision.

Seine Zielperson hatte in den letzten Tagen ihren Rhythmus nicht verändert. Ruben beobachtete den Mann nun schon seit Wochen, überließ wie immer nichts dem Zufall. Nachlässigkeit war nicht seine Sache. Er hatte den Mann studiert, konnte mittlerweile jeden seiner Schritte vorhersagen. Die erste Zeit hatten den Mann noch Polizisten in Zivil begleitet. Erst zwei Mann, typische Bullen, die Ruben sofort ausmachen konnte, dann nur noch einer, bis sie schließlich ganz abgezogen wurden. Dieser Staat hatte zu viele Gefährder im Land, als dass er den Schutz für diesen Mann auf Dauer gewährleisten konnte.

Der Mann war Mitte Fünfzig, unersetzt, mit weichendem blondem Haupthaar. An diesem Tag trug er einen grauen Mantel mit Fischgrätenmuster, dunkle Hosen, an den Füßen teure braune Lederschuhe. Er war vermögend, hatte gut mit Geschäften mit den Menschen, die nun seinen Tod befahlen, verdient. Unsauberen Geschäften. Der Mann hatte Dreck am Stecken, scheinbar zu viel Dreck, um damit noch zurecht zu kommen. Möglicherweise hatte er sein Gewissen entdeckt. Er plante eine Aussage bei der Staatsanwaltschaft, gegen die, die den Geist bezahlten. Sein Pech und sicheres Geld für Ruben.

Immer der gleiche Ablauf, Tag für Tag. Um sechzehn Uhr verließ der Mann sein Haus im Villenviertel am Grüngürtel, fuhr mit seinem Mercedes in die Stadt, parkte im Stadtzentrum, ging gemächlich über den Weihnachtsmarkt. An einem Stand trank er einen Glühwein, aß eine Waffel mit Puderzucker, der weiße Spuren auf seinem Mantel hinterließ. Im Licht der Buden leuchtete der Puderzucker wie frisch gefallener Schnee auf dem dunklen Muster seines Mantels.

An diesem Abend dröhnte Bing Crosbys Stimme aus dem Lautsprecher über der Waffelbude. „White Christmas.“ Dieses Jahr nicht, Mister Crosby, dachte Ruben.

Es war zwar kalt, doch nicht kalt genug für Schnee. Keine Spur von weißer Weihnacht. Rubens Atem dampfte, als er dem Mann durch das Gewimmel der Menschen folgte. Niemand beachtete ihn, einen vollbärtigen Mann jenseits der Fünfzig, in dunkler

Kleidung und einer tief ins Gesicht gezogenen Schiebermütze. Das Metall der Pistole drückte unter der Lederjacke gegen seine Hüfte. Ein Messer befand sich in der Lederscheide an seinem Unterarm. Bald, dachte Ruben und war dem Mann jetzt ganz nahe. Der drehte sich unvermittelt um, starnte über die Schulter, ohne seinen nahen Verfolger zu bemerken. Der Mann wirkte bedrückt, melancholisch blickten seine Augen aus einem breiten, blassen Gesicht mit sprizzenden Bartstoppeln. Es war Ruben aufgefallen, dass der Mann sich seit einigen Tagen gehen ließ. Er achtete nicht mehr auf sein Äußeres.

Eine Information, die Ruben irgendwo in einem Winkel seines Reptiliengehirns speicherte, ohne Nutzen, doch für ihn aus Gründen, die ihm selber nicht recht bewusst waren, interessant. Die Jahre der Menschenjagd hatten ihn geprägt. Jede Abweichung von einem Muster ließ ihn aufmerksam werden.

Eine Gruppe junger Mädchen sammelte für krebskranke Kinder. Der Mann steckte ihnen zehn Euro in ihre Sammelbüchse. Er nickte den Mädchen zu und ging weiter. Ruben passierte sie, ohne ihnen irgendwelche Beachtung zu schenken. Dennoch nahm er sie wahr. Seine Erfahrungen in anderen Ländern hatten ihn gelehrt, dass Kinder eine potentielle Bedrohung waren. Sie konnten ebenso morden, wie Erwachsene, skrupellos und frei von jeder Moral.

Der Mann überquerte die Straße, ohne auf den fließenden Verkehr zu achten. Ruben war ihm dicht auf den Fersen, nicht mehr als ein Schatten in der Dämmerung. Ein Geist. Sie verließen den Weihnachtsmarkt. Kurze Erleichterung durchströmte Ruben. Die vorweihnachtliche Stimmung brachte etwas in ihm zum Schwingen. Erinnerungen und Gefühle, die er nicht zulassen konnte. An ein kurzes Glück, an ein Kind, an Momente der Zuneigung und Freude, die er sich nicht leisten konnte, wenn er überleben wollte. Und Überleben stand an erster Stelle, noch vor dem befriedigenden Gefühl eines Abschusses.

Wie jeden Tag betrat der Mann die kleine Kirche durch den Seiteneingang. Ruben wartete. Er sondierte die Umgebung. Keine erkennbaren Gefahren, nirgendwo ein Polizist zu sehen. Er sah sein Gesicht flüchtig in der Scheibe eines parkenden Autos. Wenig Auffälliges unter der Schiebermütze, der Bart schon mit weißen Spuren, tiefe Kerben um den Mund und die Augen. Er war nicht mehr jung, die besten Jahre lagen hinter ihm. Die Last, die er zu tragen hatte, drückte ihn mit jedem Tag mehr.

Er wurde langsamer, sein Körper weicher, trotz aller Bemühungen, das Altern im Schach zu halten.

Ruben atmete tief ein und glitt in die Kirche. Stille empfing ihn im Halbdunkel des Raumes. An der Stirnwand der Altar, darüber das Kreuz. Einst war er getauft worden, katholisch. Alte Reflexe wirkten. Er unterdrückte den Impuls, sich zu bekreuzigen. Eine absurde Geste für jemanden, der schon seit langem an nichts mehr glaubte.

Der Mann hatte in einer Nische an einem stählernen Gestell eine Kerze entzündet. Er ging nach vorne, setzte sich in eine der hölzernen Bänke. Auch Rubensuchte die Nische auf. Er entzündete eine Kerze. Einen kurzen Augenblick blickte er in das flackernde Licht. Bilder in seinem Kopf. Blendgranaten die ihn blind machen. Er drückte sie weg. In diesem Moment eine Kraftanstrengung, die immer größer wurde, nach all den Jahren, den Reisen und Aufträgen. Gleich war es soweit. Das Messer glitt in seine Hand. Die Gummisohlen seiner Schuhe verursachten kein Geräusch auf dem steinernen Boden, während er in die Bank hinter dem Mann glitt. Dieser blickte unverwandt nach vorne. Ruben hielt das Messer zwischen den Knien. Der Mann räusperte sich. Ohne sich umzublicken, fragte er: „Sind Sie der Mann, den sie geschickt haben, um es zu Ende zu bringen?“

Die Hand verharrte in Position. Ruben war bereit zu töten. Die Frage der Zielperson brachte ihn nicht aus dem Konzept. In einem versteckten Winkel seines Geistes erfüllte ihn das mit Befriedigung. Er konnte nur überleben, weil er dazu in der Lage war, sich schnell auf neue Lagen einzustellen.

„Ja,“ sagte er, nach einem kurzen Moment des Nachdenkens. Seine Stimme klang heiser. Er hatte seit Tagen kein Wort gesprochen. Einsamkeit war ein fester Bestandteil seines Lebens. Der Mann nickte. Entspannt, als hätte er schon lange mit seinem Leben abgeschlossen.

„Ich hatte mich schon gefragt, wie es passieren würde,“ sagte er. „Ich dachte, es würde auf der Straße geschehen, nicht hier, an diesem Ort.“

„Zu auffällig auf der Straße,“ sagte Ruben. „Hier ist es ruhiger.“

Der Mann nickte erneut. „Glauben Sie an Gott?“

Einen Moment wollte Ruben das Messer heben, zustoßen, dann entschloss er sich anders. Er wollte sehen, wohin ihn dieses Gespräch führte. Zum ersten Mal seit langer Zeit spürte er Neugierde.

„Nein,“ sagte er.

Der Mann nahm die Augen nicht von dem Kreuz, das im Dunkel des Raumes scheinbar schwerelos über dem Altar schwebte.

„Ich habe früher auch nicht an Gott geglaubt. Erst seit meine Frau vor drei Monaten starb, habe ich begonnen, nachzudenken. Es war Krebs. Es hat mir das Herz gebrochen. Meine Frau war gläubig, bis zuletzt hat sie gebetet. Irgendwie fand sie Frieden bei dem Gedanken an Gott. Seit ihrem Tod hat sich alles verändert. **Ich** habe mich verändert, erkannt, dass es zu viel Schlechtes in der Welt gibt. Deswegen sage ich gegen die Männer aus, die Sie angeheuert haben.“

„Keine gute Idee.“

Ruben hob das Messer. Er war bereit. Ein schneller Griff, ein Schnitt durch die Halsschlagader und alles war vorbei. Der Mann redete einfach weiter.

„Ich bin bereit, zu sterben. Es ist nur schade, dass es jetzt geschieht. Meine Tochter wird in zwei Tagen achtzehn Jahre alt. Am Heiligabend. Sie ist ein Christkind, hat meine Frau immer gesagt.“

Er seufzte schwer. „Was ist mit Ihnen? Haben Sie Kinder?“

„Eine Tochter,“ sagte Ruben, ein Reflex. Er sah ein kleines Mädchen mit blonden Zöpfen und den blauen Augen ihrer Mutter vor sich. Wie viel Zeit war seitdem vergangen? Dreißig Jahre, das Kind von damals heute zu alt, um sich noch an ihn zu erinnern. Seine Hand am Griff des Messers zitterte ein wenig. Es war an der Zeit, dem Ganzen ein Ende zu machen.

„Es ist furchtbar, dass meine Tochter nun das Weihnachtsfest immer mit dem Tod Ihres Vaters in Verbindung bringen wird. Ein Fest, das sie eigentlich glücklich feiern sollte, mit ihrer Familie.“

Ruben blinzelte. Bilder zuckten durch seinen Kopf. Flashbacks, hatte sein Tutor sie genannt, eine Ewigkeit zuvor in Marseille, zu einer Zeit, als es sich anfühlte, als hätte er noch eine Seele. Bilder. Vergangenes. Verpasstes. Bedauertes.

Seine rechte Hand zitterte stärker. Was war das? Irritiert schloss er einen winzigen Moment die Augen. Er sah das kleine Mädchen vor sich. Ein Spielplatz, blauer Himmel und Sonne, die ihm ins Gesicht schien. Tränen in seinen Augen, viele Jahre zuvor und ein ungewohnter Schmerz, dem er zu entkommen versuchte, indem er sich auflöste, wie er es immer tat, wenn ihm etwas, jemand, zu nahe kam. Er schüttelte den Kopf.

Er sah wieder klar, jedes einzelne Haar am Hinterkopf des Mannes, der nun schwieg. Stille, die ein Echo in Rubens Innern fand. Er fällte seine Entscheidung im Bruchteil einer Sekunde. Senkte die Hand, verstaute das Messer in der Unterarmscheide. Er stand auf.

„Feiern Sie das Fest mit Ihrer Tochter,“ sagte er zu dem Mann, der sich nicht gerührt hatte. „Und genießen Sie es. Es wird ihr letztes sein.“

„Ich weiß,“ sagte der Mann und zum ersten Mal schwang Unsicherheit in seiner Stimme mit. „Sind Sie sicher, dass Sie das wirklich tun wollen? Ihren Auftraggebern wird das nicht gefallen. Glauben Sie mir, die verzeihen keine Fehler!“

„Sollen sie kommen,“ sagte Ruben ruhig in die Stille der Kirche. Wenige Schritte nur, die Tür öffnete sich. Er trat in die kalte Luft des Abends hinaus, in eine Welt voller Lichter, die in der Dunkelheit funkelten. Ruben verschwand in den Schatten, wurde eins mit ihnen, verschwand wie ein Geist.